

A close-up portrait of a woman with short, dark hair, smiling warmly at the camera. She has light-colored eyes and is wearing a dark top. The background is black.

MAHTOB
MAHMOODY
Endlich frei

Ich bin die Tochter aus
NICHT OHNE MEINE TOCHTER.
Hier ist die ganze Geschichte.

Lübbe

Mahtob Mahmoody
ENDLICH FREI!

Mahtob Mahmoody

ENDLICH FREI!

Ich bin die Tochter aus »Nicht ohne meine Tochter«. Hier ist die ganze Geschichte.

Aus dem Amerikanischen
von Heide Horn und Rita Seuß

Ehrenwirth



Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

»The Needful Threads«

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2015 by Mahtob Mahmoody

Published by arrangement with InkWell Management, New York

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Dr. Ulrike Strerath-Bolz, Friedberg

Umschlaggestaltung: Tanja Østlyngen

Einband-/Umschlagmotiv: © Lifetouch Inc.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Bembo Pro

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-431-03919-1

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter: www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe.

Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

Für meine Mom,
die nie aufgehört hat, für mich zu kämpfen,
und für Anja, meinen Schutzengel,
deren Wunsch für mich in Erfüllung gegangen ist.

DAS GEDICHT DES WEBERS

Mein Leben ist von Hand gewebt,
von mir und meinem Herrn.
Die Farben sind mir vorgegeben.
Gott Vater webt von fern.

Oft webt er voller ernster Sorgen,
doch ich, ich folg der eitlen Sicht:
Er sieht das tiefere Gewebe,
ich nur das glänzende im Licht.

Wenn dann der Webstuhl einmal ruht,
das Weberschiffchen lieget still,
wird Gott das ganze Tuch entfalten
und endlich zeigen, was er will.

Denn in der Hand des großen Webers
die Licht- und auch die Schattenseiten
sind in den goldenen und dunklen Fäden
als Lebensmuster eingegeben.

Benjamin Malachi Franklin (1882–1965)

PROLOG

Dunkelheit umgibt mich. Tief im Wald renne ich um mein Leben. Der schmale Pfad, dem ich folge, ist gewunden und voller tückischer Unebenheiten. Selbst die Bäume haben sich gegen mich verschworen und peitschen mich mit ihren Zweigen, als ich verzweifelt meinem Zufluchtsort entgegenstrebe, der Höhle, die erst im nächsten Moment in Sicht kommt. Währenddessen gewinnt das Phantom, das mich im Dunkeln verfolgt, immer mehr an Boden ... sein galoppierender Lauf, sein Hecheln verraten, dass es zu seiner Beute aufschließt.

Die Anstrengung lässt meine Lunge schier bersten. Meine Beine schmerzen. Ein Blick über die Schulter, und ich sehe im Mondlicht zwei böartige, unverwandt auf mich gerichtete Augen. Überall würde ich diese wilden Augen wiedererkennen. Mein Jäger ist ein Fuchs.

Ich schaue gerade wieder rechtzeitig nach vorne, um eine gekrümmte Wurzel zu erkennen, die sich über den Pfad schlängelt. Als wollte mir der hinterlistige Baum ein Bein stellen. Ich stolpere, verliere wertvolle Sekundenbruchteile. Fast kann ich den feuchten, heißen Atem des Fuchses in meinem Nacken spüren. Sobald ich mich wieder gefangen habe, stürme ich weiter Richtung Höhle. Jetzt sehe ich sie vor mir. Gleich habe ich sie erreicht. Ich sprinte los, mit rasendem Puls, schneller, als meine Beine tragen können, und bei einem erneuten Blick zurück gebe ich einem heimtückischen Baum die Gelegenheit, auf die er gewartet hat. Ich habe sie nicht einmal

gesehen, die Wurzel, die meinen Untergang besiegelt. Ich bleibe mit dem Fuß hängen, falle und lande auf dem Rücken. In diesem Moment stürzt sich der Fuchs auf mich.

Plötzlich läuft alles in Zeitlupe ab. Hilflos liege ich am Boden, nur wenige Schritte von der rettenden Höhle entfernt, die unerreichbar geworden ist. Unfähig zu fliehen, halte ich die Hände schützend vors Gesicht. Der Fuchs springt, die Pranken ausgestreckt. Gleich wird er über mich herfallen und mich mit seinen scharfen Zähnen in Stücke reißen. Der Geifer tropft ihm aus dem Maul.

Keuchend fuhr ich aus dem Schlaf, zitternd, die Augen weit aufgerissen. Mein Herz raste. Schweiß stand mir auf der Stirn. *Es ist nur ein Traum. Es ist nur ein Traum*, versicherte ich mir. Dennoch kämpfte ich mit aller Macht gegen die Schwere meiner Lider an, denn ich wusste, sobald ich die Augen schloss, würde der Fuchs seine Jagd fortsetzen. Diesmal zumindest war ich ihm entkommen.

Ich holte tief Luft und atmete den vertrauten Geruch ein, den wunderbaren Duft von karamellisierten Zwiebeln, Basmati-Reis und frisch gehackten Minzeblättern, der sich mit dem Aroma von Earl-Grey-Tee, Zimt und reifem Obst vermischte.

Die meisten Nächte glichen einander. Der Schlaf überwältigte mich. Sosehr ich mich auch bemühte, die Augen offen zu halten, letztendlich fielen sie zu, und der rastlos umherstreifende Fuchs lauerte erneut im Dunkeln, begierig, mich zu verschlingen. Das durfte ich nicht riskieren. Ich musste wach bleiben.

Das fahle Licht der Dämmerung drang durch die gezogenen Vorhänge und malte tanzende Schatten an die Wände. Ich drückte meine Cabbage-Patch-Puppe fest an die Brust und wünschte mir, wir hätten Mr. Bunny nicht

im Iran bei meinem Dad zurücklassen müssen. Ich vermisste meinen Plüschhasen.

Allmählich fielen mir die Augen zu. Ich spürte, wie ich in die Schwere zwischen Schlafen und Wachen abdriftete, doch ich zwang mich, die Augen wieder zu öffnen, und holte tief Luft. *Bleib wach. Bleib wach. Bleib wach!*

Um mich zu beschäftigen, begann ich Verse aufzusagen. Ich war sechs Jahre alt und ging in die erste Klasse der lutherischen Grundschule. Jede Woche mussten wir etwas auswendig lernen: Bibelstellen und Lieder aus dem Gesangbuch, die von Gottes Liebe zu uns, seinen Kindern, handelten. Meine Lehrerin Mrs. Hatzung sagte, was wir einmal im Gedächtnis hätten, könne uns niemand mehr wegnehmen. Selbst wenn mein Dad mich finden und zurück in den Iran bringen würde, könnte ich Gottes Wort unsichtbar bei mir tragen. Dad würde es nicht einmal merken.

»Jesus loves me this I know«, Jesus liebt mich, das weiß ich, summte ich, berührte mit den Fingern der rechten Hand meine linke Handfläche und umgekehrt, kreuzte die Arme vor der Brust und deutete dann auf mein Herz. »For the Bible tells me so«, denn die Bibel sagt es mir. Ich hielt die geöffneten Hände wie ein aufgeschlagenes Buch vor mich. »Little ones to him belong«, kleine Kinder, die sind sein, sang ich weiter und bewegte die ineinandergelegten Arme, als würde ich ein Kind wiegen. »They are weak but he is strong«, er ist stark, und sie sind klein. Das war meine Lieblingsstelle. Ich hob die angewinkelten Arme auf Schulterhöhe und ließ nicht vorhandene Muskeln spielen. Es funktionierte. Ich blieb wach.

Nach dem Lied versuchte ich, mich an ein Gebet zu erinnern, das wir gerade lernten: das mit dem Brot. *Wie war das noch? Es ging darum, dass uns Gott jeden Tag Brot gibt, genau*

wie er dem Volk Israel beim Zug durch die Wüste Manna zu essen gab. Mir fielen die Augen zu. Ich blinzelte mehrmals in dem vergeblichen Bemühen, wieder wach zu werden. Unser täglich Brot, das war es. Wie ging es weiter? Meine Augen sehnten sich nach Schlaf. Bleib wach. Bleib wach. Bleib wa...

Es ist dunkel. Ich renne. Da sind Bäume und Wurzeln, und der Pfad ist mit Kieselsteinen bedeckt, auf denen ich immer wieder ausrutsche und zu straucheln drohe. Der Fuchs knurrt und ist mir hart auf den Fersen. Der Wind raschelt im dichten Laub. Die Höhle, wo ist die Höhle? Ich muss sie finden. Allein und in größter Angst renne ich in die einzig mögliche Richtung – weg von dem Fuchs. Hektisch drehe ich den Kopf, doch jedes Mal entdecke ich, dass er mir wieder ein Stück näher gekommen ist. Ich springe über eine Wurzel und verlange meinem Körper alles ab. Da, vor mir, sehe ich den schwarzen Abgrund, der mich aus der Reichweite des Fuchses bringen wird. Ich drehe mich nach dem Fuchs um, stolpere über die Wurzel und falle auf den Rücken. In Zeitlupe springt der Fuchs, fletscht seine spitzen Zähne. Ich bedecke mein Gesicht mit den Händen und warte darauf, zerfleischt zu werden.

Wieder fuhr ich keuchend aus dem Schlaf, zitternd, schweißüberströmt und außer Atem. Ich war in meinem Zimmer. *Ich bin in Sicherheit. Es ist nur ein Traum.* Doch statt der vertrauten Küchenaromen war da der stechende Geruch nach Urin. Ich hatte ins Bett gemacht.

Verstohlen schlug ich die Decke zurück und setzte mich auf die Bettkante, die Knie ans Kinn gezogen. Ich wusste, der Fuchs konnte nicht hier im Zimmer sein, und trotzdem hatte ich Angst, die Füße auf den Boden zu setzen. Ich stellte mir die hinterlistige Bestie unter meinem Bett

vor, die nur darauf wartete, sich auf mich zu stürzen. In dem Moment, in dem meine Zehen den Teppich berührten, würde sie die Schnauze hervorstrecken und ihre Zähne in meinen Knöchel graben. Ich nahm all meinen Mut zusammen, sprang mit einem großen Satz vom Bett und rannte auf Zehenspitzen zur Tür. Mein feuchtes Glücksbärchi-Nachthemd klebte mir eiskalt an den Oberschenkeln. Geräuschlos öffnete ich die Tür und suchte den Flur nach dem Fuchs ab. Nachdem ich mich überzeugt hatte, dass die Luft rein war, schlich ich mich die Diele entlang zum Schlafzimmer meiner Mutter. Der beruhigende Rhythmus ihres Schnarchens tönte mir entgegen, als ich in ihr Zimmer stürzte. Ich kletterte in ihr Bett und kuschelte mich unter ihre warme Decke. Erst dort, in der Sicherheit meiner Höhle, konnte ich mich endlich dem Schlaf überlassen.

Mom und ich mochten entkommen sein, doch frei waren wir nicht.

KAPITEL I

Zweiunddreißig Umzüge in ebenso vielen Jahren. Der letzte war vielleicht der schönste, denn zum ersten Mal besitze ich jetzt ein eigenes Zuhause. Ich habe Wurzeln geschlagen und beschlossen, an diesem Ort zu bleiben ... zumindest ein wenig länger als bisher ... hoffentlich. Ich sitze in meinem Wintergarten, bade im Sonnenlicht, das durch die Fenster hereinflutet, und wärme mir die Hände an einem Becher dampfenden Milchkaffees. *Womit habe ich dieses Glück verdient?*

Draußen zwitschern die Vögel ihren Dank für ein neues, frisch gefülltes Vogelhäuschen. Der Frühling in Michigan ist herrlich. Der Schnee weicht zurück und legt die braune Erde frei, die hie und da mit gelblich grünen Grasbüscheln gesprenkelt ist. Neben mir steht ein Tischchen, das mit den Symbolen des persischen Neujahrsfestes Nouruz geschmückt ist. Das Haft Sin, wörtlich die »Sieben ›S«, da alle Bestandteile mit dem persischen Buchstaben »S« beginnen, fungiert mit seinem uralten Weisheitsschatz als eine Art Wegweiser beim Übergang von einem Jahr zum nächsten. Zu den Hauptaufgaben des Nouruz gehört die Reinigung. Die Reinigung des Geistes von negativen Gedanken, die Reinigung des Körpers und sogar die Reinigung der Wohnung.

Ich nippe an meinem Kaffee und verspüre einen Energieschub. Ich weiß nicht, ob es mit all dem Gerede über den Frühjahrsputz oder mit dem Anblick meiner Haft-Sin-Tafel zu tun hat, aber ich entschieße mich, heute die

letzten Umzugskartons im Keller mit der Aufschrift »Verschiedenes« in Angriff zu nehmen. Drei Monate habe ich die Sachen geflissentlich übersehen, jetzt wird es Zeit.

Als ich die Treppe ins Erdgeschoss hinuntergehe, empfinde ich eine tiefe Freude, dass diese mit weichem Teppich belegten Stufen nun tatsächlich mir gehören. Ich verweile an den Glasschiebetüren in dem bisher unmöblierten Raum, der eines Tages mein Arbeitszimmer werden soll, und inspiere das fast leere Beet am Rand der Terrasse. Die ersten Tulpen und Narzissen strecken ihre Spitzen durch die noch halb gefrorene Erde. Die Fliederbüsche sind noch kahl. Ich freue mich darauf, hier Blumen und Kräuter zu pflanzen, vielleicht sogar Tomaten zu ziehen. Aber noch ist es nicht so weit.

Im hinteren Teil des Kellers, abgetrennt durch eine Tür, die man ohne Weiteres zumachen und ignorieren kann, befindet sich ein nicht ausgebauter Teil des Hauses, ein ideales Versteck für allerlei Gerümpel. Noch bevor ich die Tür öffne, entfährt mir ein Seufzer. *Es sind doch nur noch ein paar Kisten*, sage ich mir beim Hineingehen. *Wenn du das erledigt hast, geht es dir garantiert besser.*

Mein Arbeitsplatz ist vorbereitet. Auf dem Klapptisch steht eine Kiste, die förmlich darauf wartet, geöffnet zu werden. *Okay, schauen wir mal, was wir da haben.* Verschiedenes, das stimmt: Briefe, Zeitungsausschnitte, Fotos, abgerissene Eintrittskarten, die rote Schlüsselkette, die ich bei einem Talentwettbewerb an der Highschool gewonnen habe – dies und das, Dinge, die einen ideellen Wert, aber sonst keinen oder nur wenig Nutzen haben. Deshalb ist es so schwierig, diese Kisten auszupacken. Sie sind angefüllt mit Überbleibseln aus der Vergangenheit, die nicht so ganz zu meiner Gegenwart passen, und dennoch bringe ich es nicht über mich, sie loszulassen. Während ich mich

durch die diversen Schichten wühle, entdeckte ich Erinnerungsstücke aus allen Phasen meines Lebens, und mir wird klar, dass ich für diese Aufgabe Zeit brauche, einen bequemen Stuhl und eine zweite Tasse Kaffee. Ich lade mir die Schachtel auf die Hüfte, knipse das Licht aus, schließe die Tür und gehe nach oben in den Wintergarten.

Das Erste, was meine Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist ein Fotoalbum mit dunkelblauem Einband, auf dem einige Sterne und ein gelber Halbmond kleben ... denn »Mahtob bedeutet Mondlicht«. Unwillkürlich muss ich schmunzeln, weil ich daran denke, wie mich meine Freunde und Freundinnen immer mit diesem Satz geneckt haben. Als ich das Album aus der Schachtel nehme, fällt ein Briefumschlag heraus, und meine Gedanken wandern mehrere Jahre zurück zu meinem bisher letzten Versuch, das Album fertigzustellen.

Damals arbeitete ich bei einer Hilfsorganisation für psychisch Kranke in Michigan. Ich mochte meinen Job, meine Kollegen, meine Stadt, meinen skurrilen und bunt zusammengewürfelten Freundeskreis. Das Leben war schön ... nur unglaublich arbeitsam. Als sich die Gelegenheit ergab, über ein verlängertes Wochenende wegzufahren, hatte ich sofort zugegriffen und beim Packen aus einer Laune heraus das Album und einen Briefumschlag mit Fotos mitgenommen. Während des Flugs machte ich mich daran, die Fotos einzukleben, und fragte mich, weshalb ich zu Hause dazu nie Zeit fand. Musste das Leben wirklich so hektisch sein?

Schon vor ein paar Jahren hatte Mom, sentimental wie sie ist, angefangen, mir ganze Wagenladungen voller Schätze mitzubringen, die auf die eine oder andere Weise mit meinem Familienerbe zusammenhingen, darunter auch Schachteln mit losen Fotografien aus einem ganzen Leben.

Auf der Rückseite der Fotos aus meinen ersten Lebensmonaten ist ein springender Fuchs abgebildet – derselbe Fuchs, der mich nach unserer Flucht im Schlaf verfolgte. Es sind zwar nur seine rot gedruckten Umrisse, aber die Ähnlichkeit ist unverkennbar. Er springt mit gestreckten Läufen, angelegten Ohren und abstehendem Schwanz. Darunter steht in schwarzer Blockschrift »FOX PHOTO«.

Die Bilder, die ich jetzt in der Hand hielt, waren neueren Datums und nicht bei Fox Photo entwickelt worden. Also zierte kein Raubtier ihre Rückseite, und doch musste ich mich unwillkürlich vergewissern. Eine Angewohnheit, die ich im Laufe eines Lebens in ständiger Alarmbereitschaft entwickelt hatte. Es ist kein Zufall, dass ich in meiner Kindheit diese Abbildung unbewusst als Symbol für meinen Vater abgespeichert habe. Schließlich war er der Fotograf in der Familie, und ich war sein bevorzugtes Motiv. Mein Leben hätte auch völlig anders verlaufen können. Ich frage mich, was aus mir geworden wäre, wenn es nach den Vorstellungen meines Vaters gegangen wäre.

Ich hing meinen Erinnerungen nach, als die glamourös wirkende Frau auf dem Nebensitz sich mir zuwandte und ein Gespräch begann. Schon als sie eingestiegen war, hatte ich sie bemerkt. Sie war eine auffallende Erscheinung, ganz in Schwarz gekleidet mit Ausnahme der Stiletto mit Leopardendruck. Sie trug eine überdimensionale Umhängetasche und einen modischen Strohhut bei sich. Eine riesige Designersonnenbrille hielt ihr das kurze blonde Haar aus dem Gesicht. Wie es mir oft passiert, drehte sich die Unterhaltung bald um Bücher, und bevor ich wusste, wie mir geschah, kritzelte ich ihre Lektüreempfehlungen in das Heft mit den Kreuzworträtseln der *New York Times*, das ich für die Reise mitgenommen hatte. *Deine Juliet*, *Gute Geister* und *Ein Krokodil für MMA Ramotswe*.

Schließlich gab ich es auf, mein Album fertigstellen zu wollen, packte die restlichen Fotos wieder in den Umschlag und schob ihn hinten ins Album. Dann eben ein andermal.

Ich scheine etwas an mir zu haben, was Menschen, oft sogar völlig Unbekannte, dazu bringt, mir ihr Herz auszuschütten. Das ist schon lange so, mindestens seit meinem zweiten Schuljahr. Meine Klassenkameraden bildeten eine Schlange hinter dem Klettergerüst und warteten darauf, bis sie an der Reihe waren, sich neben mich auf die Schaukel zu setzen und mit meiner Hilfe, wie man in der Psychologie sagt, »ihre Gefühle zu verarbeiten«. Hätte ich es nicht besser gewusst, hätte ich gedacht, dass über meinem Kopf eine Gedankenblase schwebte mit dem Satz: »Psychologische Hilfe 5 Cent« oder dass ein Schild um meinen Hals hing, auf dem stand: »Der Doktor ist da«, wie bei Lucy von den Peanuts.

Den Rest des Flugs unterhielten wir uns nonstop, und bis zur Landung hatten wir uns zudem ausführlich über *Schloss aus Glas*, *Wasser für die Elefanten* und *Die Bienenhüterin* ausgetauscht, als wären wir alte Freundinnen, die sich lange nicht gesehen hatten.

»Wie lange haben Sie Aufenthalt?«, fragte sie mich, während wir darauf warteten, uns dem Ansturm Richtung Ausgang anzuschließen.

»Ungefähr zwei Stunden.«

»Dann haben Sie noch Zeit für ein Mittagessen.« Es war keine Frage.

Ich wollte protestieren, aber sie blieb hartnäckig. Wir gingen in ein Restaurant, wo wir unsere Unterhaltung über Literatur bei einem Glas Wein und einer gemeinsam bestellten Platte Meeresfrüchte fortsetzten. Ein Thema führte zum nächsten, und bald erzählte mir diese elegante Dame von einem unglaublich schmerzlichen Ereignis in

ihrem Leben. Viele Jahre, so sagte sie, habe sie die emotionale Belastung durch diese Erfahrung stumm ertragen und sich nicht einmal ihren engsten Freunden anvertraut.

Während sich ihre Augen mit Tränen füllten, musste ich an den ramponierten schwarzen Bilderrahmen auf meinem Schreibtisch im Büro denken. Auf einem Blatt elfenbeinfarbenem Papier hatte ich *Das Gedicht des Webers* niedergeschrieben, das mir meine Freundin Hannah am Tag unseres Highschool-Abschlusses mitgegeben hatte. Damals war ich achtzehn, und es war einer der traurigsten Tage meines Lebens.

Das, was meine neue Freundin da beschrieb, waren definitiv dunkle Fäden. Doch in allen dunklen Fäden, davon bin ich überzeugt, steckt auch ein Segen, ob wir ihn nun erkennen oder nicht. Ich fragte mich, ob sie das verstehen würde.

»Ich kann es gar nicht fassen, dass ich Ihnen das alles erzähle«, schniefte sie. »Ich habe das Gefühl, Sie schon seit Jahren zu kennen, dabei ist mir gerade aufgefallen, dass ich nicht einmal Ihren Namen weiß.«

»Ich heiße Mahtob«, lächelte ich und schüttelte ihr mit scherzhafter Förmlichkeit über den Tisch hinweg die Hand.

»Mahtob. Was für ein schöner Name. Woher kommt er?«

»Aus Persien.«

»Persien. Sie meinen den Iran?«

»Mmh«, antwortete ich und nahm einen Schluck Riesling. »Mein Vater stammte aus dem Iran.«

»Da habe ich vor einigen Jahren ein sehr interessantes Buch gelesen«, begann sie, während sie sich die Augen trocken tupfte, und mir war sofort klar, was jetzt kommen würde. »Es handelte sogar von einer Frau aus Michigan. Sie heiratete einen Iraner. Er nahm sie und die gemein-

same kleine Tochter mit zu einem Besuch bei seiner Familie im Iran und hielt sie dann dort fest. Dazu kam noch, dass zu der Zeit Krieg herrschte und die Stadt bombardiert wurde. Das ist wirklich passiert. Können Sie sich das vorstellen? Die Mutter konnte irgendwann mit ihrer Tochter fliehen. Eine wirklich erstaunliche Geschichte. Sie wurde sogar verfilmt. Wie hieß das Buch noch gleich?»

»*Nicht ohne meine Tochter.*«

»Genau, *Nicht ohne meine Tochter.* Haben Sie es gelesen?»

»Nein«, erwiderte ich mit leisem Lachen. »Ich habe es erlebt.«

KAPITEL 2

Das Muster am Webstuhl meines Lebens begann 1979 in Texas zu entstehen, am Vorabend der iranischen Revolution und mitten in einem Hurrikan. Am Tag meiner Geburt lautete die Schlagzeile des *Houston Chronicle*: »David verwüstet Floridas Küste«. Der fallende Luftdruck, den ein tropischer Wirbelsturm mit sich brachte, der fast zweitausend Kilometer entfernt aufs Festland traf, war dafür verantwortlich, dass ich einen Monat früher auf die Welt kam als geplant.

Verglichen mit dem Sturm, der sich auf der anderen Seite des Erdballs in der Heimat meines Vaters zusammenbraute, war Hurrikan David eine Kleinigkeit. Unter der Überschrift »Iranische Truppen durchbrechen kurdische Verteidigungslinien« war fast die gesamte Seite sieben des *Houston Chronicle* vom 4. September 1979 den heftigen Gefechten im Iran gewidmet. Aus dem Artikel ging hervor, dass die säkularen demokratischen Kräfte gegen die tödliche Gewalt des erstarkenden islamischen Regimes unter Ayatollah Khomeini keine Chance hatten. Das Auge des revolutionären Sturms mochte sich zwölftausend Kilometer entfernt befinden, doch seine Auswirkungen auf meine Familie waren katastrophal.

Mein Dad hatte sein Land im Alter von achtzehn Jahren verlassen, um in London Englisch zu lernen. Von dort ging er zum Studium in die USA. In der akademischen Welt blühte er auf, wurde zunächst Mathematikprofessor an der Universität und dann Ingenieur. In den sechziger Jahren

arbeitete er für die NASA, danach studierte er Medizin. Da sein Wissensdurst offenbar immer noch nicht gestillt war, machte er zusätzlich noch seinen Facharzt in Anästhesie.

Mom und er lernten sich 1974 in Michigan kennen, als er Assistenzarzt am Carson City Hospital war. Mom hatte einen Verwaltungsjob in der Automobilindustrie, die damals in Michigan einen Boom erlebte. Im Sommer 1977 heirateten meine Eltern und zogen nach Texas.

Etwa zum Zeitpunkt der iranischen Revolution veränderte sich mein Dad. Aus einem freundlichen, charmannten und charismatischen Menschen wurde über Nacht ein politischer Extremist, der Gewalt befürwortete. Einst ein Bewunderer des »Westens« und der sich dort bietenden Chancen, wurde mein Vater mit dem Ausbruch der Revolution ein erbitterter Kritiker der Vereinigten Staaten und all der Dinge, für die sie standen.

Mom hatte ihn als nicht praktizierenden Muslim kennengelernt. Auch in diesem Bereich änderte er sich mit der Revolution. Sie war bestürzt und fassungslos, als er eines Tages nach Hause kam und sämtliche alkoholischen Getränke wegschüttete – die üblicherweise er trank, nicht sie. Dennoch gab er ihr die Schuld am verderblichen Einfluss des Alkohols. Von diesem Tag an durfte sie nur noch koschere Lebensmittel einkaufen, die am ehesten dem entsprachen, was nach islamischen Vorschriften *halal* war, erlaubt. Er hörte gar nicht mehr auf mit seinen üblen amerikafeindlichen Schimpftiraden.

Es gibt ein Foto von mir als Baby – eines der vielen Bilder mit dem Fuchs auf der Rückseite. Ich liege in den Armen eines Mannes mit einem Verband um den Kopf. Er war einer von Dutzenden junger Iraner, die die Unruhen der iranischen Revolution in die Straßen von Texas brachten. Einer ihrer Anführer.

Mein Vater profitierte von der in der amerikanischen Verfassung verankerten Meinungsfreiheit und organisierte Demonstrationen, die den verwestlichenden Einfluss des sittenlosen Amerikas auf sein Land geißelten: ein bitteres Paradox. Später, als Teenager, erfuhr ich, dass der Mann, der mich im Arm hielt, an einem antiamerikanischen Protest teilgenommen hatte, den mein Vater mitorganisiert hatte, und dabei mit einem Messer am Kopf verletzt worden war.

Als ich sechs Monate alt war, zogen meine Eltern mit mir nach Michigan. Mom, die den Fanatismus meines Vaters kaum noch ertragen konnte, hatte mit Scheidung gedroht. In einem Versuch, die Ehe zu retten, versprach er ihr, sich nicht länger für die iranische Revolution zu engagieren, sondern in dem Bundesstaat, aus dem meine Mutter stammte, noch einmal ganz neu anzufangen. Wie sich bald herausstellte, war dies nur eine von vielen leeren Versprechungen.

Michigans größere Halbinsel hat die Form eines Fäustlings. Wenn man jemanden von dort fragt, wo er wohnt, wird er automatisch die linke Hand heben und auf einen Leberfleck, einen Knöchel oder einen Fingernagel deuten. Ich kenne den ganzen Fäustling, aber im Alter zwischen sechs Monaten und vier Jahren wohnte ich im obersten Glied des Zeigefingers knapp unterhalb des Fingernagels in einer Stadt namens Alpena.

Der östliche Teil des Staates wird liebevoll »sunrise side« genannt: die Seite, wo die Sonne aufgeht. Das Leben dort ist pragmatisch und spartanisch, und die Menschen arbeiten hauptsächlich in der Industrie. Im westlichen Teil dagegen, der »sunset side«, wo die Sonne untergeht, ist die ganze Küste der Kommerzialisierung zum Opfer gefal-

len, und der Tourismus ist der Hauptwirtschaftszweig. Erst viele Jahre später stellte ich fest, dass der süßliche Geruch, den ich in meiner Kindheit mit dem Gefühl von Heimat verband, die Industrieabgase waren, die aus den gewaltigen Schloten von Abitibi drangen, einer Fabrik für Holzverfädelungen.

Unser Haus in Alpena lag am Thunder Bay River. Der Fluss verlief hinter unserem Haus, machte auf der Höhe meines Lieblingssparks eine Biegung, strömte am Alpena General Hospital vorbei, wo mein Dad als Anästhesist arbeitete, und dann weiter durch die Stadt und über den Ninth Street Dam, bevor er in die Thunder Bay mündete.

Vom Pier des Jachthafens aus hat man einen herrlichen Blick über das Wasser und kann die riesigen Frachtschiffe beobachten, die mit Industriegütern beladen langsam Richtung Horizont verschwinden. Irgendwo dort draußen verläuft eine unsichtbare Grenze, wo die Thunder Bay in den Huronsee übergeht. Und irgendwo jenseits des Horizonts liegt Kanada.

Der Park in der Flussbiegung war einer meiner Lieblingsplätze. Mom nahm mich dorthin zum Vogelfüttern mit und gab mir auf diese Weise ihre Liebe zur gefiederten Welt weiter. Während manche Eltern die Aufmerksamkeit eines zwei- oder dreijährigen Kindes eher auf »das hübsche Vögelchen« lenken würden, lehrten mich meine Eltern, eifrig bemüht, ihr Wissen mit der nächsten Generation zu teilen, die verschiedenen Vogelarten zu unterscheiden. Wir beobachteten Kanadagänse, Schwäne und Reiher und unzählige Entenarten. Die Stockenten beispielsweise erkannte ich an ihren grün schillernden Köpfen. Wenn es wärmer wurde, sahen wir den Rotkehlchen dabei zu, wie sie Würmer aus der Erde zogen. Es war die reine Freude, das erste Rotkehlchen des neuen Jahres zu entdecken, denn es zeig-

te das Ende des schier endlosen Winters im nördlichen Michigan und den Beginn des Frühlings an, der bald in einen allzu kurzen Sommer übergehen würde.

Die erste Babysitterin, an die ich mich erinnere, war Patty, ein Mädchen im Teenageralter, das im Haus gegenüber lebte. Wie vielen anderen Freundinnen machte es ihr Spaß, mir die Fingernägel zu lackieren. Und ich liebte es auch. Schon als Kleinkind genoss ich es, stillzusitzen und mich verwöhnen zu lassen. Es gibt Fotos von mir, auf denen ich, kaum alt genug, um mich am Couchtisch in unserem Wohnzimmer hochzuziehen, glänzend rot lackierte Fingernägel habe und goldene Ohrstecker trage. Meine Eltern hatten mir bereits im Alter von sechs Wochen Löcher in die Ohren gestochen. Mom markierte meine Ohrläppchen mit einem Stift, und Dad besorgte das Stechen mit einer Ohrlochpistole. Mom hat dabei angeblich mehr geweint als ich.

Abgesehen vom Lackieren meiner Fingernägel ging Patty mit mir auch gern in eine Keramikwerkstatt, wo wir getöpferte Sachen bemalten. Für mich suchte sie eine hohe Vase mit langem, schlankem Hals aus. Während sie ihren Pinsel sorgfältig in die Farbtupfer auf ihrer Palette tunkte – schimmernde Pastellfarben, die den damaligen Vorlieben entsprachen –, wählte ich eine meiner Lieblingsfarben, lila. Die andere war natürlich rosa, wie das Tutu einer Ballerina.

Man sagt, die Küche sei das Herz eines Hauses, und das kann ich nur bestätigen. Diese Wahrheit ist eine der wenigen Konstanten in meinem Leben. Viele meiner frühesten Erinnerungen drehen sich um die Küche. Ich weiß noch, wie ich im Alter von zwei oder drei Jahren auf dem Linoleumboden saß und mit einem Holzlöffel in einem

avocadogrünen Plastikkrug Saft anrührte; ich bearbeitete das gefrorene Orangensaftkonzentrat so lange, bis es geschmolzen war. Währenddessen eilte meine Mutter geschäftig hin und her, wendete Eier, briet Kartoffelpuffer, butterte frisch gerösteten Toast und störte sich überhaupt nicht daran, dass ich Saft auf dem Boden verspritzte. Kinder bekommen Spaß am Kochen, wenn sie auch mal etwas dreckig machen dürfen, und Mom lag viel daran, dass ich mich in der Küche zu Hause fühlte.

Ich erinnere mich, wie Mom und ich uns einmal über Dad amüsierten, der sich partout selbst quälen wollte. Mein Dad liebte scharfes Essen – alles, was die Nasennebenhöhlen befreit und einen zum Schwitzen bringt. Ich sehe ihn noch in einem hellblauen Lacoste-Shirt an unserem runden Küchentisch sitzen und rohe Chilis kauen, bis sein Mund brannte und sein Gesicht knallrot anlief. Mit einem Taschentuch wischte er sich den Schweiß von der Glatze, stöhnte und keuchte und wirkte höchst zufrieden.

Meine Eltern verstanden es beide, das Leben zu genießen, und waren vollendete Gastgeber. In dieser Hinsicht passten sie perfekt zusammen. Wenn Freunde zu Besuch kamen – was häufig der Fall war –, gab es immer reichlich zu essen. Schon als Kind lernte ich, dass bei gemeinsamen Mahlzeiten Freunde zu einer Familie zusammenfinden.

Und so kam es, dass an unserem Familienstammbaum ein armenischer Zweig wuchs. Ich weiß nicht, wann und wie sich unsere Familien kennenlernten. Vielleicht über John, den Augenarzt meiner Eltern, oder über seine Schwägerin Annie, unsere Schneiderin. Aber bis zu dem Tag kurz vor meinem fünften Geburtstag, an dem mein Dad seinen finsternen Plan in die Tat umsetzte, trafen sich unsere Familien regelmäßig, um miteinander zu feiern. Wir brauchten keinen besonderen Anlass, um uns rund um den Tisch

zu versammeln. Manchmal luden uns John und seine Frau Vergine zu sich ein. Dann bereitete Vergine zusammen mit ihrer Schwester Annie und ihrer Mutter, von uns allen liebevoll Nana genannt, stundenlang armenische Köstlichkeiten zu, bei deren Anblick uns das Wasser im Mund zusammenlief.

Wenn meine Eltern als Gastgeber an der Reihe waren, gab es die leckersten persischen Speisen. Mein Dad war stolz auf sein Geschick, Essen besonders schön und appetitlich anzurichten. Manchmal tischte er einen Obstteller auf, dessen Früchte er aufwändig arrangiert hatte. Mit chirurgischer Präzision schnitt er die Schale einer Wassermelone so zu, dass sie wie ein Korb aussah, mit einem Griff in der Mitte. Dann durfte ich ihm helfen, das Fruchtfleisch mit einem Kugelausstecher herauszuholen. Man durfte aber die ausgestochenen Kugeln nicht einfach zurück in die Melonenschale geben, das wäre Dad nicht farbenfroh genug gewesen. Vielmehr wurden Cantaloupe-Melonen-Kugeln, blaue und grüne Weintrauben und, je nach Saison, heimische Erdbeeren oder Heidelbeeren zusammen mit den Wassermelonenkugeln in dem Korb drapiert. Zusätzlich lagen immer Berge von frischen Früchten auf dem Tisch – Äpfel, Bananen, Orangen, Weintrauben und ganze Melonen. Mäßigung war seine Sache nicht.

Egal, wo wir uns trafen oder was wir aßen, Erwachsene und Kinder saßen an einem Tisch und genossen das Zusammensein. Die unterschiedlichen Temperamente, Altersstufen, Interessen und Kulturen machten den Reiz dieser Zusammenkünfte aus. Das Essen dauerte stundenlang. Es ging laut und lebhaft zu, und es wurde viel gelacht. Wenn ich an die »guten alten Zeiten« denke, dann kommen mir immer wieder diese Geräusche, Gerüche und Geschmäcker in den Sinn.

Beim Essen ging es nicht nur darum, den Hunger zu stillen. Alles, was rund ums Essen geschah, hatte den Sinn, den anderen zu umsorgen, ihn zu hegen und zu pflegen und ihm etwas Neues zu zeigen – mit einem Wort, es war der Ausdruck von Liebe. Die Zubereitung der Speisen war genauso wichtig wie deren Verzehr, wenn nicht sogar noch wichtiger. In Annies und Nanas Küche lernte ich, wie man Kibbeh rollt. Ich saß auf dem Tisch. Eine der Frauen griff in die Schüssel mit der Masse aus mehrmals durchgedrehtem Rindfleisch und Bulgur (geschrotetem Weizen). Sie zupfte genau die richtige Menge ab und legte das Klümpchen in meine Hand. Nana, die kein Englisch sprach, bedeutete mir, ihr das nun Folgende nachzumachen.

Nachdem sie den Teig ein wenig geknetet hatte, damit er besser zusammenklebte, fing sie an, ihn um den Zeigefinger zu rollen, während sie gleichzeitig mit dem Finger eine Drehbewegung machte. Flink tauchte sie die Hand immer wieder in eine Schüssel kaltes Wasser, die zwischen uns stand. »Nur ein klein wenig«, wies sie mich auf Armenisch an. Sobald die Masse die gewünschte längliche Form hatte und ein ausreichend großer Hohlraum entstanden war, wurde er mit einer Mischung aus gewürztem Hackfleisch und Pinienkernen gefüllt. Mit erneut benetzten Fingern wurde die Öffnung verschlossen. Mit den hohlen, sich gegeneinander bewegenden Händen formte Nana ein längliches, an den Enden spitz zulaufendes, eiförmiges Klößchen. Ich tat es ihr gleich, Schritt für Schritt, und sobald meine Kibbeh fertig gerollt war, hielt ich sie ihr zur Begutachtung hin.

Nana nahm sie mir vorsichtig aus der Hand und betrachtete sie prüfend. Wenn sie damit zufrieden war, führte sie die geschlossenen Finger an die Lippen und öffnete sie dann schnell, wobei sie ein Kussgeräusch machte. Das war

ihre Art, mir zu sagen, dass ich meine Sache gut gemacht hatte. Jedes Mal überschütteten Nana und Annie mich mit Lob. In ihrer Küche konnte man einfach nichts falsch machen. Lief etwas nicht nach Plan, sah man darin nur eine Gelegenheit, eine neue und vielleicht sogar bessere Vorgehensweise auszuprobieren.

Beim Backen und Kochen brachte mir Annie Lieder bei. »Gott ist guuut«, sang sie mit ihrem entzückenden Akzent. Zwischen den Liedern vermittelte sie mir ihre Botschaft. »Mahtob« – ich mochte es, wie sie meinen Namen aussprach –, »Gott ist seeehr gut zu uns, sehr, sehr gut. Er liebt uns sehr. Das darfst du nie vergessen.«

Es zeugte von einer tiefen Religiosität, dass Annie und Nana an Gottes Güte glaubten, obwohl sie so entsetzliche Grausamkeiten erlebt hatten. Nana war eine Überlebende des Völkermords an den Armeniern Anfang des 20. Jahrhunderts. Sie verlor ihre Eltern, als die Bewohner ihres Dorfes auf barbarische Weise von Türken massakriert wurden. Niemand kannte ihr genaues Alter. In meinen Augen war sie uralte. Trotz der unaussprechlichen Brutalität, die ihre Kindheit geprägt hatte, strahlte Nana Wärme und Herzlichkeit aus und hatte diese wunderbaren Eigenschaften auch an ihre Töchter weitergegeben.

Annie wiederum hatte bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs im Libanon 1975 mit ihrem Mann und den drei kleinen Söhnen in Beirut gelebt. Um ihren Kindern die Not und das Elend in einem Kriegsgebiet zu ersparen, stellten sie einen Antrag auf Einwanderung in die Vereinigten Staaten. Als die Familie endlich das Land verlassen konnte, war Annies Mann bereits ein Opfer des Krieges geworden, der noch fünfzehn Jahre weiterging und 150 000 Zivilisten das Leben kostete. Mit dem Konflikt hatte er nichts zu tun gehabt. Er war nur zur falschen Zeit am falschen Ort

gewesen. In einem Land, in dem Krieg herrscht, können jeder Ort und jede Zeit falsch sein.

Sein sinnloser Tod bestärkte Annie in ihrem Entschluss, ihre Söhne in ein Land zu bringen, wo sie in Frieden aufwachsen konnten. Sie wanderte nach Amerika aus und schaute nicht zurück. Welche Hindernisse ihr das Leben auch immer in den Weg stellte, Annie hielt unerschütterlich an ihrem Glauben fest und strahlte eine große innere Freude aus. Und wie Nana die innere Widerstandsfähigkeit ihrer Tochter gestärkt hatte, so bemühte sich auch Annie, diese Kräfte in mir zu wecken.

Im Sommer 1984, als ich viereinhalb Jahre alt war, zogen wir in die ebenfalls auf der Sonnenaufgangsseite gelegene Gegend von Detroit, in den Winkel zwischen Daumen und Handfläche des Fäustlings, viereinhalb Autostunden südlich von Alpena. Das geschah nur wenige Wochen, bevor meine Eltern und ich zu dem »zweiwöchigen Urlaub« in die Heimat meines Vaters aufbrechen sollten. Nach diesem Urlaub sollte ich anfangen, in den Kindergarten zu gehen.

Das Ganze war ein böser, wenngleich genialer Streich meines Dad. Er wiegte Mom in dem Glauben, nach der Rückkehr von unserer Reise würden sie ihr Traumhaus bauen, und überredete sie dazu, einen Großteil unserer Sachen in Kisten verpackt zu lassen. Auf diese Weise wurde deren Transport in das Land erleichtert, das unser Gefängnis werden sollte. Damals jedoch durchschaute ich nicht, was er im Schilde führte.

Ich war mit all den Kleinigkeiten beschäftigt, die sich mit einer sorglosen Kindheit verbinden, mit der Emily-Erdbeer-Bettwäsche und den dazugehörigen Vorhängen zum Beispiel, die Mom für mein neues Zimmer gekauft

hatte, und mit meinem Glücksbärchi-Flummi, der ein hohles klingelndes Geräusch machte, wenn ich ihn die Einfahrt hinunterhüpfen ließ. Auf dem Ball war mein Lieblingsbärchi abgebildet – das Sonnenscheinbärchi, gelb mit einer fröhlich lachenden Sonne auf dem Bauch. Vor allem aber war ich glücklich, weil ich eine neue Freundin gefunden hatte: ein Mädchen in meinem Alter, das nebenan wohnte. Stacey machte mich mit so wundersamen Köstlichkeiten wie Käsemakkaroni von Kraft bekannt, einem Fertiggericht, oder mit Kool-Aid-Getränkepulver.

Nach der iranischen Revolution, die zum Zeitpunkt meiner Geburt begonnen hatte, herrschte Chaos im Land. Der Schah war abgesetzt worden. Die Geiselnahme in der amerikanischen Botschaft von Teheran lag noch nicht lange zurück. Überall gab es religiöse und politische Unruhen. Ayatollah Khomeini und die radikalen Extremisten seiner Partei hatten einen sehr viel strengeren Lebensstil eingeführt. In der neuen Islamischen Republik Iran mussten sich auch Nichtmuslime den Verordnungen des Ayatollah fügen. Und als wäre im Zuge der Revolution noch nicht genug Blut geflossen, hatte die irakische Armee begonnen, den Iran anzugreifen, und die anfänglichen Grenzkämpfe hatten sich zu einem Krieg zwischen den beiden Ländern ausgeweitet.

Während ich sonnige Nachmittage mit Stacey verbrachte, an denen wir juchzend durch die Wasserstrahlen des Rasensprengers rannten, kreisten Moms Gedanken um die düstere Realität und Gefahren, von denen ich nichts wusste. Und um die bohrende Frage: »Warum um alles in der Welt sollen wir mit unserer Tochter in ein Kriegsgebiet reisen?«